

KNECHTE UND MÄGDE IN DER REGION

Zum Sonntag

Pfarrer
Hanspeter Blatter
Burgdorf

Die Stille wahren

Nein, ich wohne nicht im stillsten Winkel unserer Stadt. Durch die Lyssachstrasse unseres Bahnhofquartiers fahren tagsüber Dutzende von Lastwagen. Ganz zu schweigen von den nachts herum kurvenden Solo-Automobilisten, die Ende Fussgängerzone unbedingt beschleunigen müssen um dann in der Kurve Richtung Kornhaus abzubremsen und wieder runterschalten ... Ich weiss: Es gibt lärmigere Strassen und Leute, die punkto Lärm mehr zu klagen hätten. Trotzdem: Der Lärm, von dem wir tagsüber umgeben sind, stört mich zunehmend. Ja, ja, ich werde älter, empfindlicher – intoleranter? Unsere Welt aber offensichtlich auch ständig lärmiger. Ein schwacher Trost, dass der Bund dieser Woche titelt: «Wir sind lärmempfindlicher geworden» und «die Lärmschutzverordnung der Schweiz enthält Grenzwerte, die vor 30 Jahren bestimmt wurden.» Nun also, was? Fenster zu, Türen zu und Oropax in die Ohren?

Wohl eher: hin und wieder Orte aufsuchen, an denen es still ist – stiller. Im nahegelegenen Wald zum Beispiel. Oder vergangene Woche, als ich mit einer Pilgergruppe wandernd unterwegs war auf dem südfranzösischen Jakobsweg, der von Arles über Montpellier Richtung Toulouse zu den Pyrenäen führt. Auf einer Waldlichtung, kurz nach dem Frühstück halten wir an. Wir stehen im Kreis, unsere Rucksäcke haben wir in die Mitte zusammengelegt. Jemand liest diesen Text vor, wir hören zu: «Wahre die Stille – und die Stille wird dich bewahren. Geniesse jeden Tag ein wenig mehr die Stille. Werde empfänglich für dieses Geschenk. Erlebe, dass die Stille nicht lautlos ist, sondern voller wunderbarer Stimmen. Der Wind in den Blättern, das Summen, das Zirpen und Singen der Vögel. Immer wieder neue Entdeckungen. So viel Umweltverschmutzung im Alltag durch Lärm. Jetzt aber hilft mir die Stille, mich berühren zu lassen, Verbundenheit zu spüren. Verbundenheit mit dem, was mich umgibt und mit dem, was in mir ist. Stille heisst nicht Lautlosigkeit. Stille heisst Aufmerksamkeit.» Dann gehen wir in den frischen Morgen hinein. Wie immer: die erste Stunde im Schweigen. Einen erholsamen Sonntag wünsche ich Ihnen allen! ●

Ein Leben lang als Knecht «gedinget»

«Ein Karrer mittleren Alters findet Anstellung zu vier bis fünf Pferden.» Im 18. und 19. Jahrhundert wäre es für einen Bauern unmöglich gewesen, seinen Betrieb ohne Knechte, Mägde und Gehilfen zu führen. Im Gemeindemuseum Krauchthal zeigt die Sonderausstellung «Knechte und Mägde» deren Schicksal als billige Arbeitskräfte.

Isabel Johnner

«L eg se rächt, zau se rächt und am Sündig o amenä rächtä Ort chöi si.» Wer seine Mägde und Knechte nach diesem Grundsatz behandle, habe keine Probleme mit ihnen. «So lautete eine Faustregel unter den Bauern damals», erzählt Ulrich Zwahlen, Verantwortlicher des Gemeindemuseums Krauchthal. Er steckte in den letzten Vorbereitungen für die Vernissage der Sonderausstellung «Knechte und Mägde», die am Sonntag stattgefunden hat. Dann überlegte er kurz und sagte: «Eigentlich ist es eine Ausstellung über die Arbeit 'wüü die hei gwärchet denn'.» Wahrhaftig: Liest man sich durch die Ausstellung – überall stehen Texttafeln, die spannend die Geschichte der Knechte und Mägde erzählen – möchte man sich manchmal in diese Zeit zurückversetzen und einer Magd sagen: «Setz dich hin und iss etwas, ruh dich aus», denn bei 17 Stunden Arbeit am Tag kamen ihnen solche Worte selten zu Ohren.

«Gute Behandlung wird verlangt»

Ein Bauernbetrieb im 18./19. Jahrhundert bedeutete körperliche Schwerarbeit: Der Bauer war nebst der Grossfamilie – die Kinder und auch die ledigen Geschwister des Hofbesitzers dienten oft ein Leben lang dem Betrieb – häufig auf auswärtige Gehilfen angewiesen. Man nannte sie «Knechte» und «Mägde», bezahlte sie schlecht und liess sie hart arbeiten. Oft waren es auch sogenannte «Güterbuben und -meitli», kleine Kinder, die der Bauer als Gratismägde und -knechte missbrauchte. Denn das Verdingwesen war die Hauptquelle, aus der Knechte und Mägde hervorgingen. Vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg waren es aber auch ausländische Ar-

Foto: Isabel Johnner



Christian Zingg kann im Vorhof des Dienstenheims Oeschberg sein Gesicht der Sonne zuwenden. Die Arbeit ist hier ein Dürfen, müssen tut er gar nichts. Und das genießt er sichtlich.

«Mir wurd's längwilig»

Christian Zingg sitzt gedient. Direkt nach draussen an der der Schule wurde er Sonne vor dem als junger Mann auf Dienstbotenheim dem Betrieb ange-Oeschberg. Sein stellt. Der 67-Jährige Oberkörper ist von wohnt schon seit der Sonne braun ge-zwölf Jahren im Dienstbotenheim, wozu ein grosser landwirtschaftlicher Betrieb gehört, der der Sonne sitzen und beobachten kann was rund um ihn passiert, wirtschaftet wird. «Ich mache viel mit den Schweinen hier, ohne Arbeit würde es mir ja langweilig», findet Christian Zingg. Sein Leben dem Hof von Hans war hart und etwas anders als «gchramp-

beiterinnen und Arbeiter, die man unter noch schlechteren Bedingungen für noch weniger Lohn suchten liess. Aber auch über den Stellenanzeiger von damals wurden Stellen ausgeschrieben oder gesucht. So zum Beispiel ein Stellengesuch von 1926 für ein 22-jähriges Mädchen – heute ein Alter in dem viele ein mehrheitlich unbeschwertes Leben genießen dürfen – lautete: «Für 22-jähriges Mädchen, etwas beschränkt, wird Stelle für Haushaltsgeschäfte und Feldarbeiten gesucht. Gute Behandlung wird verlangt.» Die gute Behandlung sei zwar sekundär gewesen, doch je besser es des Bauers Knechten ergangen sei,

desto arbeitswilliger seien sie auch gewesen, erzählt Zwahlen, während er durch die Ausstellung schlenderte und hie und da noch etwas anbrachte oder zurechtrückte. Die persönlichen Porträts von Familien aus der Umgebung, die auf grossen Texttafeln dargestellt sind, lassen die Ausstellung lebendig werden und packen die Aufmerksamkeit des Besuchers.

Als Erdknecht «gedinget»

Zum Beispiel die Lebensumstände der Familie Kindler, die in Krauchthal wohnte, regen einem zum Nachdenken an: Im Jahr 1897 bezog Rosina Mauerhofer bei Kindlers als Magd einen Monats-

100 Jahre
Dienstbotenheim

Das Dienstbotenheim Oeschberg ist eine private Institution. Sein Ursprung ist die Stiftung der 1903 und 1905 verstorbenen Geschwister Ferdinand und Elise Affolter aus Oeschberg. Der ökonomische und gemeinnützige Verein des Amtes Burgdorf erbt von ihnen das Oeschgut mit der Auflage ein Heim für betagte Menschen zu errichten, die in der Landwirtschaft tätig sind. Die Bewohner können sich im Stall, im Garten, auf dem Feld und im Haushalt betätigen. Die Arbeit ist für alle freiwillig und richtet sich nach den eigenen Bedürfnissen. Dürfen, nicht müssen, lautet die Devise. ijf.

Infos unter: www.dienstbotenheim.ch.

lohn von zwölf Franken und Peter Hubacher war «gedinget» als Erdknecht zu einem Lohn von drei Franken die Woche. Ein Bahnbillt von Lausanne nach Neuenburg kostete 1878 5.45 Franken. Peter Hubacher hätte dafür zwei Wochen lang 17 Stunden am Tag arbeiten müssen. 1920 lebten elf Personen im Haushalt Kindlers: Der Gutsbesitzer Johann Kindler mit Ehefrau Luise und seinem ledigen Bruder Friedrich. Dann die zwei Kinder des Ehepaars, die Magd Ida, ein Schüler, ein Pfleger, ein Landarbeiter, der Melker Hans Leibundgut und der Schneider Jakob Hänni. Häufig waren Mägde und Knechte ein ganzes

Leben lang beim gleichen Meister angestellt, aber oft wurden sie auf den Winter entlassen oder nur für eine begrenzte Zeit «gedinget». Häufig waren sie dann mit ihrem Hab und Gut unterwegs, vielleicht bis in Bern wieder der «Berner Dinget» war. In den 30er- und 40er-Jahren fand auf dem Kornhausplatz ein Knechtenmarkt, der «Berner Dinget» statt, wo Mägde und Knechte vom Bauern ausgesucht werden konnten um sich ihm zu verdingen. Hatte der Hofbesitzer einen Knecht gefunden, so zahlte er ihm einen Haftpfennig, meistens war dies ein Fünfliber. Ein Fünfliber den sie später hart abverdienen mussten.

«Eine Reise in den Süden, für andere schick und fein ...

... doch zwei kleine Italiener möchten gern zu Hause sein», ermeinte es an der Ausstellung im Gemeindemuseum. Ein noch schlechteres Los als die Schweizer Knechte hatten hingegen die Gastarbeiter, die nach dem Zweiten Weltkrieg vom Schweizerischen Bauernverband vorerst aus Italien, später auch aus Spanien, Portugal und aus dem Osten «importiert» wurden. Denn mit zunehmender Industrialisierung sprangen die jungen Leute von der Landwirtschaft ab und suchten sich Arbeit in den neuen Fabriken. Doch die Südtaliener hatten nichts zu verlieren und hofften auf ein besseres Leben in der Schweizer Landwirtschaft. Doch es erging ihnen grösstenteils miserabel. Der Lohn wäre zwar vom Schweizerischen Bauernverband vorgeschrieben gewesen, wurde den ausländischen Arbeitern aber – so sagt man – nur selten auch effektiv ausgezahlt. Es wurden oft Klagen eingereicht wegen der langen Arbeitszeiten und der schlechten Behandlung der Fremdarbeiter. Die Untersuchungen wurden aber in fast allen Fällen nie abgeschlossen und versandeten rasch, trotz der Einschaltung der italienischen Botschaft. Ein düsteres Kapitel in der Schweizer Landwirtschaft. Auch heute noch werden in der Landwirtschaft oftmals ausländische Arbeitskräfte zu tiefen Löhnen eingestellt. Die meisten kommen heute aus Portugal, Polen und der Ukraine. «Leg se rächt, zau se rächt u mach dass si am Fürabe und am Sündig o amenä rächtä Ort chöi si» soll dabei auch heute gelten. ●

Öffnungszeiten: Sonntag, 6. Mai, 3. Juni, 1. Juli, 5. August, 2. September, 7. Oktober, 28. Oktober, 4. November, von 10 bis 12 Uhr; Freitag, 18. Mai, 15. Juni, 20. Juli, 17. August, 21. September, 19. Oktober, von 19 bis 21 Uhr oder auf Anfrage. Telefon 034 411 10 40, www.krauchthal.ch.

Brückenschlag – zurück zu den Wurzeln

Kolumne von Fritz von Gunten



Auf dem Erlebnisweg zum Täuferjahr im Trub steht mahndend ein grosser Wurzelstock. Im vergangenen Jahr wurde der Baum nach längeren Regenfällen bei einem Hangrutsch entwurzelt. Nun, dieser Tage, nach einer fast monatelangen Trockenheit – viele sehnen sich längst nach Regen – dient dieser Wurzelstock als Sinnbild für die Verwurzelung. Verwurzelung zur alten Heimat. «Wurzeln und Verlust.» Das Täuferjahr hat sehr viel mit Wurzeln zu tun. Das beweisen die zahl-

reichen Kontakte mit Nachkommen von vertriebenen, verjagten und verfolgten Emmentaler, die heute in Nordamerika leben. «Back to the roots – zurück zu den Wurzeln», heisst das Schlagwort. Viele sind interessiert zu erfahren, wie es im «alt Land» aussieht, dort wo die Vorfahren ihre Heimat verlassen mussten und aufgebrochen sind um zu überleben. In diesem «alt Land» im Emmental also, ist «man» sich der Verantwortung für das einst so schreckliche Vorgehen durchaus bewusst. Das Täuferjahr mobilisiert viele neue Kräfte, viel Gemeinsames wird realisiert. Trotz anfänglich zum Teil skeptischen Äusserungen werden nun in zahlreichen

Gemeinden Projekte realisiert, die den Gemeinschaftssinn, das Gemeindegewerk wieder möglich machen. Es entstehen Projekte, die über das Jahr 2007 hinaus Bestand halten werden. Visuell in Form von Themenwegen wie zum Beispiel in Sumiswald und im Trub, aber auch mental im Zusammenwirken von vielen Freiwilligen. So vernehme ich etwa aus dem Trub, dass zwar das religiöse Thema zu Beginn nicht alle begeisterte. Nun aber, bei der Umsetzung zum Themenweg helfen alle Einwohner in irgendeiner Form mit. Sei es, dass Wegrechte problemlos gewährt werden, dass Maschinen und Gerätschaften unentgeltlich zur Verfügung stehen und dass vor

allem auch viel Muskelkraft eingesetzt werde. Die Gemeinde hat das Projekt gar mit einem Darlehen von 50'000 Franken vorfinanziert. Ich denke, all dieses Zusammenwirken wird sich auch im Zusammenleben dieser vermeintlich abgelegenen Landgemeinde für die Zukunft sehr positiv auswirken. Ich denke, da wird Samen für künftigen Gemeinschaftssinn gesät. Da erleben Jugendliche im Zusammenwirken mit älteren Generationen was Solidarität und Freiwilligkeit zu Gunsten der Öffentlichkeit alles bewirken kann. So kann eine «Pflanze» neu wachsen, gut Wurzel fassen. Schön, wenn das Beispiel «Trub» noch an vielen Orten möglich wird.

tauferjahr 2007

Die Wahrheit soll bezüget werden

Die ausländischen Besucher auf dem Weg «Back to the roots» erfahren so, dass sie willkommen sind und dass sich die Ureinwohner der Geschehnisse in der Vergangenheit der «Verwurzelung» bewusst sind. ●

Übrigens: Nicht nur für Gäste aus dem Ausland, sondern auch für Sie wertvolle Leserinnen und Leser aus dem Grosse Raum Burgdorf / Bern finden im Rahmen der über 200 Aktivitäten zum Täuferjahr 07 vom 26. bis 29. Juli die «internationalen Tage» statt. Da wäre es doch schön, wenn die ausländischen Gäste auch auf Einheimische stossen – auf Sie! Herzlich willkommen. Detailinformationen finden Sie unter www.anabaptism.org oder bei Pro Emmental, 034 402 42 52.

Fritz von Gunten (59) wohnt in Bern, arbeitet in der Kulturmühle Lützelzflüh und engagiert sich für das bessere Verständnis zwischen Stadt und Land. Kontakt: info@fritzvongunten.ch.